

Deutsche und fremde Art

Festrede

zur Feier des dreihundertvierunddreißigjährigen Bestehens
der Königl. Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg

gehalten am 11. Mai 1916

von

Dr. Ernst Mayer

o. ö. Professor der Rechts- und Staatswissenschaft
3. 3. Rektor der Universität



Würzburg

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürz A. G.

1916

I. In dem gegenwärtigen Krieg wird nicht nur mit der ehrlichen blanken Waffe, sondern ebenso scharf mit dem Worte gekämpft. Von allen Vorwürfen aber, deren sich unsere Feinde bedienen, hat keiner uns draußen mehr geschadet und weiche Gemüter in der Heimat mehr beunruhigt, als das Gerede von der deutschen Barbarei. Wie steht es um diese Barbarei?

Natürlich soll nicht versucht werden — etwa gegenüber einem so kühlgeschickten Dichtwerk, wie es der englische Bericht über deutsche Greuel ist — nachzuweisen, daß das deutsche Heer im Feindesland keine Massengreuel begangen hat, und daß all den toteschreckenen und traurigen Klagen der Belgier nichts anderes unterliegt, als die natürliche Verwechslung einzelner Ungehörigkeiten, wie sie in jedem Riesenheer vorkommen mit dem ungeheuren, aber notwendigen Elend, welches aus der unseligen Beteiligung der Zivilbevölkerung am Kriege entspringen muß. Denn wir sind unserer Art zu sicher und wissen, daß unsere deutschen Soldaten im Krieg so gutherzig geblieben sind, wie sie es in der Menge zuhause waren. Vielleicht genügt hier ein Beleg, ein Brief von der Hand eines lieben, dahingegangenen jungen Helden, dessen warmes, weiches Herz Mißhandlung eines Menschen nicht ertragen konnte und dessen Auge sehr scharf sah. Er hat als Führer jene ersten Kämpfe in Französisch-Lothringen mitgemacht, in denen die bürgerliche Bevölkerung sich ebenfalls allgemein und mit demselben Ergebnis wie in Belgien in den Kampf treiben ließ und schreibt darüber: „Häßlich war zu Beginn unserer Operationen die Franktireurs-

wirtschaft; die französischen Behörden haben die armen Teufel unverantwortlich verhetzt, so daß sie aus Angst taten, was ihr Patriotismus kaum getan hätte. Der Krieg nahm dadurch scheußliche Formen an . . . dagegen habe ich bisher nur eine Roheit gesehen, und das rechne ich den schwer gereizten Truppen hoch an."

Allein in dem Worte Barbarei steckt von jeher eine andere Wirklichkeit, auf die der Geheiteste aller Franzosen, Voltaire, einmal sehr nüchtern hingewiesen hat. Er meint (*essai sur les mœurs et l'esprit des nations* c. 5.; *œuvr. compl.* 1878 XI. S. 13): in Friedenszeiten ertrügen es die Völker sehr wohl, wenn sie sich voneinander unterscheiden; sobald es aber zum Krieg komme, so verabscheue leicht ein Volk die abweichenden Sitten, Gesetze, Glaubensformen des anderen. In der Tat steckt im Vorwurf der Barbarei nichts anderes, als die blitzartige zornige Erkenntnis der Gegner, daß wir von anderer Art sind wie sie. Nichts aber erweist eher unsere bessere Haltung, als die Tatsache, daß wir den Schimpf nicht zurückgeben; denn es ist etwas anderes, wenn etwa ein führender Mann, wie Lord Rosebery oder ein großer Künstler, wie Marguerite oder Rodin, oder wenn — selten genug — ein deutsches Winkelblättchen von Barbaren redet.

So drängt alles zur Antwort auf die Frage, wodurch unterscheiden wir uns von den Gegnern. Die Antwort wird eine Einschränkung erfahren müssen. Auch aus dem Osten hört man von deutscher Barbarei, und wenn schon der Barbarenvorwurf im russischen Mund ein erfrischender Spaß ist, so bleibt doch die sehr ernsthafte Tatsache, daß der Widerstreit des Germanentums und der slavischen Völker des Ostens zuletzt der Grund und das Endziel dieses gewaltigen Ringens ist; alles würde also gerade hier zu einem Vergleich herausfordern. — Aber wir Westländer haben für slavische Dinge viel zu lange die Augen verschlossen, und erst ein kommendes Geschlecht kann hier nachholen, was wir versäumten. Es wird eine der wichtigsten Aufgaben der künftigen, auch der kleinsten Hochschule

sein, Slawistik, nicht nur Philologie, sondern slawische praktische Geschichte, Wirtschaftslehre, Jurisprudenz, Soziologie, Geistesgeschichte auf das eingehendste zu treiben, damit wir dem gefährlichsten, weil jugendlichsten Feind scharf in das Gesicht sehen können. Unserer gegenwärtigen Zeit fehlen fast durchweg zu solch vergleichenden Untersuchungen die Kenntnisse. — So beschränken sich Frage und Antwort auf den Gegensatz der Deutschen zu Franzosen und Engländern.

II. Zuerst wird man nun hier an die von Natur gegebenen Unterschiede der Völker denken und sich so auf jenen lockenden, aber auch gefährlichen Grund gedrängt sehen, auf dem freilich allmählich eine feste Wissenschaft erstehen muß, bisher aber die selbstsichere Behauptung so oft ein wirkliches Wissen ersetzt, nämlich in den Bereich der Rassenlehre. Aber vielleicht kann man bei aller Zurückhaltung gerade diesmal doch zu greifbaren Ergebnissen kommen.

Überlegt man die völkischen Bestandteile, aus denen Deutschland, England und Frankreich zusammengewachsen ist, so darf man das semitische Element für die Vergangenheit und Gegenwart — ob auch für die Zukunft ist die Frage — bei den drei Völkern als Konstante in der Mischung ansehen. — Dagegen jener vorarische Einschlag, der in Frankreich durch die Iberer und die fleingewachsenen Ligurer, auf der Insel durch die Pikten, in Deutschland vielleicht durch die Zwerge des Märchens gegeben ist, wird wohl für Frankreich erheblich mehr austragen, wie für England und Deutschland. — Von den arischen Bestandteilen kommt überall das Germanentum in Betracht, und zwar für die breite Masse in Deutschland, England und auch im nördlichsten Frankreich, für die Vornehmen aber überall in Frankreich, jedoch so, daß der Massenmord der französischen Revolution das Element bedeutend vermindert hat. — Das Keltentum ist weitaus am stärksten in Frankreich; in Großbritannien, wo noch 1801 England und Wales 9 Millionen, Schottland über 1½ Millionen, Irland über 5 Millionen zählte, ist es trotzdem von keiner erheblichen Bedeutung, nicht nur

weil seitdem die große Masse der Iren und damit die eine zahlreichere Keltengruppe zur Auswanderung nach Amerika gezwungen wurde, während das Engländerthum an Zahl ungeheuer anschwoll, sondern vor allem, weil sich der herrschende Germanenstamm in stolzem Selbstgefühl vor der andersgearteten Rasse mit ihrem in Irland abweichenden Kirchenglauben verschloß. Im deutschen Gebiet südlich des Harzes hat ursprünglich eine bedeutende keltische Bevölkerung gesessen, die manchen Flüssen und Bergen für alle Zeit den Namen gab; aber einen starken Einfluß auf die aus dem Norden nachrückenden germanischen Siedler haben die Kelten hier doch wohl nicht geübt. — Lediglich dem Bereich Deutschlands gehören die großen litauischen und slawischen Einschlüge im Osten an. — Der römisch-griechische Faktor endlich, der nirgends in großen Massen, aber überall als das energischste Ferment einwirkt, kommt wiederum für das französische Gebiet viel mehr in Betracht wie für Deutschland und die britanische Insel. — Weit stärkeres Dorariertum, viel einflußreicheres Keltentum und Romanentum trennt so nach Frankreich von England und Deutschland, wo die Germanen den weitaus wichtigsten Bevölkerungsteil ausmachen.

Mir scheint nun, daß dem auch das entspricht, was man an Gegensätzen in der Begabung ermitteln kann, wenn man den angeborenen oder wenigstens uralten Habitus der drei Völker betrachtet. Weithin besteht ja Gleichheit, dementsprechend, daß eben überall, wenn auch nicht überall gleichmäßig, ein mächtiger Stoß von Arischem und Germanischem insbesondere, vorhanden ist. Aber eines fällt doch stets auf. Der Franzose strebt immer wieder nach der vollständigen und darum rationalistischen Aussprache der Gefühle — nach dem, was er für seine Klarheit und für seine Offenheit hält — und er möchte immer wieder von dem dunkeln, mystischen, unsagbaren Hintergrund des menschlichen Wesens loskommen. Daher auch in der höchsten französischen Poesie, bei Corneille, bei Racine, bei Molière und Rostand jenes eigenartige Registrieren all der kleinen Gemütschwankungen, denen der Sprecher

unterworfen ist, das „ich zittere“, „ich rase“, das uns so wunderbarlich rhetorisch anmutet und so leicht als Übertreibung vorkommt. Großartig hat Lessing diese Eigenart der französischen Poesie genannt und es gibt ja überhaupt kein kostbareres Belegstück für ein solch gegensätzliches Empfinden der deutschen und französischen Art, wie Lessings ingrimmige Kritik gerade jener Tragödie, der Rodogune, die der große Corneille von seinen Stücken am höchsten stellte, oder wie des französischsten Franzosen, Voltaire, Meinungen über Shakespeare. Aber freilich, wo eine großartige Natur über die Gefahr der leeren Phrase Herr wird, die in jener französischen Beredsamkeit lauert, da öffnet sie durch kristallhelles Material den Blick in ungeahnte Tiefen: ich erinnere nur an La Roche-Soucauld oder Pascal, an Sainte-Beuve oder den jetzt gerade von Kleinmeistern angegriffenen Taine. — Eine notwendige Folge der Verwörtlichung und verstandesmäßigen Kritik menschlicher Gefühle und Handlungen ist es dann, daß sehr früh eine Sammlung von Regeln für den Verkehr der Menschen untereinander entsteht; denn das Bereden der menschlichen Dinge ergibt natürlich von selber sehr bald ein durchschnittliches Werturteil auch über das äußerlichste Verhalten, das als öffentliche Meinung die praktische Beachtung erzwingt. Nicht erst seit den Tagen Ludwigs XIV., wo von La Bruyère die höfische Anschauung als die Lebensnorm der ganzen Nation formuliert wurde, sondern gerade so schon im 12. und 13. Jahrhundert, hebt diese Regelgebundenheit, diese „Höflichkeit“, die Franzosen von allen andern Völkern ab, und es ist der Ausdruck für die ungeheuere, einsame Genialität Molières, wenn er den innerlichsten Sohn seiner Kunst, den Alceste, im Kampf gegen die Gesellschaftsnorm — gegen das Französischste — sich aufreiben läßt. — Wie sehr nun aber eine Alcestenatur mit ihrer Wucht, in einem solchen Netz von Vorschriften verstrickt, sich müde toben mag, so ist es gewiß, daß der Durchschnittsmensch durch die Rationalisierung der Lebensart von einer Menge von Zusammenstößen bewahrt wird und so auch das Herz für schlichte Fröhlichkeit offen halten kann:

daher das, was man die französische Liebenswürdigkeit nennt. Umgekehrt wird eine große freie Natur — ein Alceste — in der Regellosigkeit, die dem Germanentum von Haus eigen ist, sich edler entwickeln: man denke nur an Bismarcks berückende, jedoch nicht höfische und den Hofleuten verdächtige Seinheit im menschlichen Verkehr. Aber bei den geringeren Exemplaren der Rasse kann der Fehler eines äußeren Maßstabes sehr leicht dazu führen, daß man alles an dem eigenen kleinen Ich mißt und dadurch ein polternder Schulmeister wird, der Engländer nicht minder als der Deutsche. — Wiederum aus dem Trieb, alles Menschliche zu besprechen und in Worte zu fassen, folgt dann jener französische Charakterzug, der nicht nur für das französische Land, sondern die ganze Welt wiederholt so verhängnisvoll geworden ist, das Bedürfnis, über sexuelle Fragen breit und unablässig zu reden. Immer wieder, zur Zeit der Minnesänger etwa, oder seit der englischen Restauration, oder damals als Wieland wiederum die romanische Novelle des Mittelalters aufgenommen hatte, oder als das 1870 unterlegene Frankreich am ganzen Europa mit seinem naturalistischen Roman sich rächte, immer wieder strömt vom Westen in das Germanenland eine schillernde Welle von Literatur, die in eleganter Deutlichkeit, und deshalb nach der Meinung der Ästhetiker in voller Unanfechtbarkeit jenes dräuendste und rätselhafteste Naturverhältnis bespricht und so nach der besonderen Art des Triebes denselben immer wieder aufpeitscht. Nichts, was der germanischen Art fremder und verderblicher wäre, die manchmal derb, grob ist, da und dort vielleicht sogar mit dem Unflätigen spielt, aber stets, wo sie für sich ist, über das Verhältnis der Geschlechter den Schleier breitet und nach ihrer natürlichen Art breiten muß! Dabei soll die Frage gar nicht weiter geprüft werden, ob etwa die Franzosen von Natur aus sinnlicher sind als die Germanen; manche Anzeichen, die unleugbare Neigung zur Grausamkeit vor allem, wie sie nicht nur jetzt in der Behandlung von Verwundeten und Gefangenen, sondern schon früher in der Bartholomäusnacht und den Blut-

taten der französischen Revolution hervortritt, sprechen freilich dafür. — Aus derselben Wurzel endlich, wie alles Bisherige, erwächst dann das französische Verhältnis zu aller Seelentätigkeit, die das Mitschwingen eines irrationalen Elements erfordert. Es kann kein Zufall sein, daß das französische Volk, höchst begabt für Mathematik, zu jeder Art von Erfindung weniger fähig scheint: Erfinder sind die deutschen und englischen Träumer. — Und es ist nur eine andere Seite der gleichen Sache, daß der Franzose im allgemeinen keinen rechten Sinn für den Widerstreit der kleinen irdischen Endlichkeit und der unendlichen Sorderung der Idee hat, daß ihm kurz gesagt der germanische Humor fehlt; umgekehrt aber übertrifft er die Nachbarn weit durch das blitzartige Erfassen und Ausprechen unvermuteter Widersprüche zwischen den verschiedenen Formen menschlicher Eitelkeit, durch einen blendenden Witz, an dem kein Restchen eines mystischen Elements hängt. — Nimmt man alles zusammen, so kann man wohl behaupten, daß den Franzosen ein größeres Bedürfnis nach völliger Aussprache über Innenvorgänge eigen ist und daraus sehr wichtige praktische Unterschiede entspringen. Wenn man will, kann man so von größerer Äußerlichkeit der Franzosen, größerer Innerlichkeit der Germanen reden. — Fragt man aber, woher die französische Eigenart kommt, so spricht vieles dafür, daß das keltische Element eine der Wurzeln bildet. Denn das argute loqui, das ein antiker Berichterstatter als den Vorzug bezeichnet, wonach den Galliern am meisten der Sinn steht, ist das gewandte, schnelle, witzige Reden über alle Dinge, das noch heute der Franzose mit seinem keltischen Vetter in Irland gemeinsam hat und auch die feierliche französische Rhetorik spiegelt sich bereits in der großen Zahl von Rhetoren wieder, welche die römische Literatur Gallien verdankt.

Jedenfalls aber tritt im Bereich dieser angeborenen Eigenschaften nicht nur der Deutsche, sondern gerade so der Engländer den Franzosen gegenüber. Sind wir Barbaren, weil wir uns nicht so ausgesprochen, weil wir schwerfälliger sind,

nun dann teilen die Engländer unsere Verdammnis, und so haben ja früher die Franzosen auch immer gedacht.

III. Soweit die natürlichen Verschiedenheiten der Völker. Ganz im Widerspruch zu dem, was einer der Väter der Rassenlehre, Gobinnau, behauptet hat, bestimmt sich aber die Rasse nicht nur durch angeborene Merkmale, oder, genauer gesehen, durch solche Merkmale, die schon lange vor der geschichtlichen Zeit vorhanden sind, sondern ebensosehr wird sie in geschichtlicher Zeit durch die großen Organisationen umgeprägt, die über den einzelnen Völkern aufgebaut sind. Der Staat in all seinen Verbänden und die Religionsgemeinschaften, also hier die christlichen Kirchen, sind imstande, sehr kräftig die menschliche Art umzubilden. Es kann dabei sehr wohl vorkommen, daß der Einfluß der Organisation gerade der Richtung entgegengesetzt wirkt, nach der die Naturanlage ein Volk zieht. So wird sich z. B. ergeben, daß der Engländer durch die straffe Disziplinierung, die er durch die Puritaner erfahren hat, vollständig von der natürlichen Unmittelbarkeit abgetrieben worden ist.

Die Wirkung der Organisation auf die drei Völker ergibt nun gerade das Kehr Bild von dem, wie die natürlichen Anlagen sich unterscheiden. Denn für den Bereich der erworbenen Eigenschaften steht Frankreich weithin auf der gleichen Seite wie Deutschland und ist durch eine tiefe Kluft von England getrennt.

1. Ich beginne mit dem Einflusse des Staats auf die Volksart.

England, das unter seinen Normannenkönigen dem Typus des modernen Beamtenstaates mehr als alle anderen nord-europäischen Reiche nahe kam, hat seit dem 13. Jahrhundert, endgültig aber durch die große Revolution, allen Entwicklungen nach dieser Seite Halt geboten. Dieselbe Gesellschaft, die sich damals kirchlich von dem Puritanismus unter Belagerungszustand stellen ließ, hat ebendarum die Tätigkeit des Staates und die Zahl der Staatsdiener auf das Maß und das lässige Gehaben des mittelalterlichen Staates zurückgeschraubt, und erst

im 19. Jahrhundert setzen langsam und mühselig wieder die Erweiterungen des staatlichen Bereichs ein. Auf dem Kontinent dagegen ist — in Deutschland so gut wie in Frankreich — seit dem Ausgang des Mittelalters der Umfang der staatlichen Arbeit unaufhörlich gesteigert worden und im Zusammenhang damit ist ein Heer öffentlicher Bediensteter aufgetreten, Anteil an der Verwaltung gewährt und damit eine entfernte Annäherung an das englische System vollzogen. Fortgang und Wirkung dieser Bildungen soll nun etwas genauer erörtert werden.

Einmal gilt das alles für das Heerwesen, aus dessen Bereich ja das zweite Welt Schlagwort, das vom deutschen Militarismus, stammt. Wollte man damit sagen, daß Deutschland im Frieden mehr bewaffnete Leute auf den Beinen hatte, wie die großen Gegner, so wäre das ein grober Irrtum. 1904, also in den letzten Jahren vor Beginn der gegenwärtigen europäischen Spannung, hatte England in Heer und Flotte etwa 770 000 Leute, Frankreich und Deutschland etwa 660 000 unter den Fahnen. — Die Unterschiede liegen nach einer anderen Richtung. England hat bis zum heutigen Tage diejenige Form des Heeresersatzes beibehalten, die überall seit dem späten Mittelalter zur ausschließlichen Geltung kam, nämlich die Werbung; sie geschieht jetzt das erste Mal auf neun Jahre. Die fortgeschrittenen Militärstaaten des Kontinents, Sardinien, Frankreich, Preußen aber haben fast gleichzeitig im Anfang des 18. Jahrhunderts neben die Werbung eine Zwangsaushebung aus den niederen Bevölkerungsschichten gesetzt. 1793 hat Frankreich dieses plutokratische System vorübergehend zugunsten der allgemeinen Wehrpflicht verlassen, ist aber schon 1800 mit seinem Konstriptionssystem und der Möglichkeit, daß man sich durch Einsteher in der Wehrpflicht vertreten lassen kann, praktisch zur alten Form zurückgekehrt; denn die Einsteher sind nichts anderes als Söldner; wer aber keinen Einsteher zu zahlen vermag, entspricht vollkommen jenen Zwangssoldaten des 18. Jahrhunderts, die aus dem unteren Volk aufgebracht sind. Dagegen nahm 1814 Preußen wiederum die allgemeine Wehr-

pflicht aller auf, und hat für die Oberschicht, welche nunmehr die Einjährigen und Reserveoffiziere stellt, den Kriegsdienst zur Standesehre gemacht. Ein halbes Jahrhundert hat Preußen allein den Segen dieses Sieges über die Selbstsucht der Besitzenden genossen und so in einer Zeit, die von dem Schlagwort Gleichheit und Brüderlichkeit überfloß, die einzige echte Gleichheit und Brüderlichkeit, die Kameradschaft der Krieger, hergestellt. Dann aber ist auch der deutsche Süden, ist Österreich, Frankreich, der Kontinent überhaupt zum preußischen System übergegangen, das keine höhere Friedensstärke, wie das englische Söldnerwesen, wohl aber eine weit größere Kriegsstärke ergibt. — Dieser kurze Abriss zeigt klarlich, daß Frankreich und Deutschland zusammen an der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht gearbeitet haben und Preußen das nur früher dauernd festhielt, was Frankreich im Überschwang der Revolution jäh, aber zunächst auch nur flüchtig, vorweggenommen hatte. Es klingt also komisch, wenn die gleichen Franzosen, denen die Erinnerung an die Revolution zum Glaubensbekenntnis geworden ist, doch gegen den deutschen Militarismus eifern. Aber weil der Hauptteil Deutschlands, das altpreußische Gebiet im Osten, in Westfalen und am Rhein die allgemeine Zucht des Heeres schon seit 100 Jahren durchgemacht hat, ist in Deutschland am stärksten und sichtbarsten die habituelle Umbildung der Bevölkerung durch den Heerdienst eingetreten. Der Dienst der Einjährigen und Reserveoffiziere hat der Oberschicht die Ängstlichkeit und Unmännlichkeit genommen, die z. B. dem Beamtentum früherer Jahrhunderte oft anflehte; es war sehr in der Ordnung — und der Spott darüber ein sehr oberflächliches Höhnen —, wenn der Zivilist auch seinen Titel als Reserveoffizier hervortreten ließ. Die Genauigkeit und Disziplin aber, welche die Armee auch dem gemeinen Mann beibringt, hat unseren deutschen Arbeiter, einen einst langsam und schlaff arbeitenden Mann, zum schärfsten, genauesten Arbeiter der Welt gemacht. Wiederum die Disziplin und die Kameradschaft, auf der das Heer aufgebaut ist, hat in

einem eigensinnigen Volke jene Fähigkeiten zum genossenschaftlichen Zusammenschluß entwickelt, auf der unsere gewaltigen Bauern- und Arbeiterverbände beruhen. Der Sozialismus hängt viel genauer mit der allgemeinen Wehrpflicht zusammen, als er zugibt.

Nicht anders wie das Heer verhalten sich die Friedensformen des Staates.

In England ist schon seit dem späten Mittelalter die Provinzialgewalt im wesentlichen in die Hand der aristokratischen Friedensrichter und der städtischen Magistrate gelegt, ist zur Selbstverwaltung geworden; die bureaukratische Zentralgewalt mit ihren wenigen Beamten reicht nur schüchtern in die Provinz, zumal seitdem in der großen Revolution die seit Ende des 15. Jahrhunderts erneuten Ansätze zu einer starken Beamtenregierung endgültig in den Boden getreten waren. Als dann im 19. Jahrhundert der ungeheuer beschleunigte Rhythmus des Lebens auch den fast eingeschlafenen englischen Staat wieder aufweckte, sind zwar 1846 in den Grafschaften Beamtengerichte eingeführt worden. Dagegen hat man die Durchführung der weitgehenden verwaltungsrechtlichen Reformen des Gewerberechts, Arbeiterrechts, Wohnungsrechts, Medizinalrechts, Schulrechts wiederum im wesentlichen der Selbstverwaltung überlassen und nur die oberste Kontrolle liegt in der Hand von beamtischen boards der Zentralen. So ist man im ganzen bei der alten Sparsamkeit in Verwendung von Berufsbeamten geblieben. Trotz der neuen Grafschaftsgerichte betrug z. B. 1904 die Zahl der Berufsrichter in England und Wales mit 34 Millionen Einwohnern 260, während in Deutschland mit damals ungefähr 60 Millionen 8703 vorhanden waren; dabei stellen aber in Deutschland die Richter nur einen kleinen Teil der höhern Beamten überhaupt dar. So spielt der Staatsdienst keine erhebliche Rolle bei der Berufswahl der englischen Jugend, und das wirkt dann entscheidend auf das englische Schulwesen zurück. Denn im großen ganzen ist trotz aller nachträglichen idealistischen Begründung die höhere und höchste

Schule als direkte oder indirekte Beamten­schule entstanden, als Schule für die Geistlichen, die Juristen, die Staatstechniker, vielfach auch die Amtsärzte, für die Lehrer an den Mittelschulen; aber ist die höhere Schule einmal da, dann bewirkt ihre Zugänglichkeit, daß sie auch von solchen erledigt wird, die vielleicht nur die Möglichkeit des Staatsdienstes sich offenhalten wollen und schließlich von allen denjenigen, die aus sozialen Gründen an Vorbildung hinter den Beamten nicht zurückbleiben wollen. Die Beamten­schule wird dann zur allgemeinen Schule der höheren Schicht, der Gebildeten oder da und dort fast zu einer Volksschule. In England hat das alles nicht eintreten können. Denn hier hat man sich bis in die jüngste Vergangenheit — jetzt sind freilich erhebliche Verbesserungen eingetreten — mit zwei Universitäten begnügt, die über mittelalterliche Lehrziele und Lehrmethoden noch nicht wesentlich hinausgekommen waren, und ihnen ein paar Stiftsschulen für die vornehme Jugend untergelegt, wo man mehr Sporttätigkeit als Kenntnisse erwarb. Die Masse der englischen Männer, auch der Oberschicht, tritt noch jetzt mit sehr geringem Schulwissen in das Leben, ist freilich auch durch Schule und Ausbildung nicht gehindert, in ganz jungen Jahren ihre frische aber ungeschulte Kraft in das heimische private Gewerbe oder vor allem auch in die unermesslichen Kolonien zu tragen. So müssen die Kenntnisse empirisch erworben werden und es fehlt den Engländern an der großen Sülle theoretisch Gebildeter, mit denen der Kontinent fast überschwemmt ist. Wie da und dort im Mittelalter sind die englischen Frauen der Oberschicht vielfach gebildeter und so den Männern überlegen; daher das Wahlweibewesen, das in naivster Generalisierung die natürliche Verschiedenheit von Mann und Frau verkennt.

Ganz anders der gesamte Kontinent, Deutschland und Frankreich voran. Frankreich hat letztlich von der Römerzeit ab einen Beamtenstaat ausgebildet, der seit dem 12. und 13. Jahrhundert die Volksjustiz durch eine Beamtenjustiz verdrängt, seit der Renaissancezeit aber, vor allem unter Richelieu

und Ludwig XIV. immer weitere Gebiete der staatlichen Polizei- und Wohlfahrtsverwaltung überweist. Bis zur französischen Revolution und unter Napoleon I. steigert sich dieses Element fortwährend. Dann aber im 19. Jahrhundert, wo die wirtschaftliche Umwälzung so große neue Aufgaben gestellt hätte, tritt freilich ein Stillstand ein; denn nun verzehrt der rein politische Gegensatz der Parteien, dies böse Bluterbe aus der Revolution, alles andere Interesse und verhindert sachliche Reformen, ähnlich wie Deutschland im 16. u. 17. Jahrhundert durch die Religionskämpfe aus seiner Bahn geworfen wurde; nicht mehr kämpft man um Verbesserungen für die Zukunft, sondern der Zorn und das Gift der Vergangenheit kommt zu Wort. Es sind les morts, qui parlent wie einer der größten Geister Frankreichs, Dugué, es formuliert hat. — Deutschland ist zuerst hinter Frankreich einhergegangen. Freilich kommt auch hier seit dem 15. und 16. Jahrhundert der Beamtenstaat zur Geltung, der den Volksgerichten die Justiz nimmt; seit jener wunderlichen Rezeption des römischen Rechts sind ja nur mehr Berufsbeamte zur Rechtspflege verwendbar. Schon im Mittelalter entwickelt die Stadt, seit dem 16. Jahrhundert zum Teil aus naiv fiskalischen, zum Teil aus religiös-patriarchalischen Antrieben auch der Fürstenstaat Polizei und innere Verwaltung, bis diese ganze Tätigkeit durch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts rationalisiert und geordnet wird. Große Verwaltungsfürsten, wie der herbe erste August von Sachsen, unser Julius Echter, Max I. von Bayern, wie Friedrich Wilhelm I. und der herrlichste von allen, Friedrich der Große, haben die bisherigen Schranken der staatlichen Arbeit immer mehr hinausgerückt. Aber weithin ist doch noch Frankreich das Vorbild und der alte Fritz hat eine seiner größten Schöpfungen, die ihm dann nach der öden Dürftigkeit unseres Menschenwesens einen großen Teil seiner Volkstümmlichkeit kostete, er hat seine Zollreform mit französischem Personal durchführen müssen. Noch im 19. Jahrhundert aber haben die deutschen Einzelstaaten die Trennung von Justiz und Verwaltung und eine

Sülle von Einrichtungen, die damit zusammenhängen, dem französischen Muster entlehnt. Dann aber ändert sich das Bild. Als seit dem Schlusse der dreißiger Jahre die Eisenbahn das Leben der Völker nach jeder Seite umgestaltete, hat der französische Staat den Impuls nicht mehr, auf diesen mächtigsten Betrieb die Hand zu legen, aber es gelingt dem deutschen Staate. Preußen schafft sich Staatsbergwerke. Die deutschen Städte und auch die großen Kommunalverbände gehen zu ungeheueren wassertechnischen, elektrischen und anderen Anlagen über und seit 1883 ist das ganze Gebiet der öffentlichen Versicherung vom Reiche erobert worden. So ist es eine Sülle technischer Aufgaben, die Deutschland in seinen verschiedenen Verbänden übernommen hat und alles weist auf noch höhere Ziele der Zukunft. Denn da unserem Staat nicht durch eine Revolution, wie dem französischen, das Rückgrat gebrochen ist, muß er eben unentwegt die Bahn weiterziehen, worauf die Geschichte ihn einmal gedrängt hat. Eines sieht man jetzt schon klar: was einst die Konservativen für so einen großen Handelszweig, wie die Getreideversorgung, mit dem so sozialistischen Antrag Caniz forderten, was der geniale Vorstand der landwirtschaftlichen Zentralgenossenschaft der bayrischen Bauernvereine jetzt vom Handel überhaupt, wenigstens während des Krieges, verlangt, das wird sich weithin auch für die kommende Friedenszeit durchsetzen. Es wird der Handel weithin hinter eine staatliche Vermittlung der Umsätze zurücktreten müssen und die Rufe der Händler, die jetzt schon wieder den Wegfall der bisherigen Beschränkungen fordern, werden vergeblich sein. Es wird aber ferner auch das Wohnungswesen auf das kräftigste vom Staate in die Hand genommen werden müssen, damit nicht schließlich die Deutschen in ihrer Masse die Knechte der Hypothekenbanken werden und den besten deutschen Zug, den zur Natur, verlieren. Nicht darum kann es sich handeln, eine Bewegung aufzuhalten, die mit immer steigender Wucht dahinschreitet. Sondern nur das ist die Frage, ob das Beamtenmaterial, das bisher verwendet wurde, für die betreffenden Dienstzweige

stets am Platz ist. Hervorgewachsen ist unser Beamtenwesen aus dem Richtertum, das für den Angestellten einen festen, unverlierbaren Gehalt erfordert, damit er unabhängig sein kann; derart besoldete Juristen versehen so auch eine Masse von Ämtern, in denen Rechtswissenschaft eigentlich sehr wenig zu sagen hat, dagegen Technik, oder, was man sehr oft übersieht, auch kaufmännisches Können alles bedeutet. Es ist zu vermuten, daß die Zukunft und die nach dem Kriege sehr unverblümt einsetzende Kritik große Veränderungen auf dem Gebiete der Vorbildung und des Amtsrechtes bringen wird. Aber gerade dann wird die Verbreiterung der staatlichen Tätigkeit gegenüber der Privatarbeit immer eindringlicher vor sich gehen. — Das führt von selber auf die andere Seite des Gegenstandes, diejenige, worin gerade die unmittelbare Beeinflussung unserer deutschen Volksart durch den Staat sich ausdrückt. Die Mannigfaltigkeit der staatlichen Arbeit hat ein ungeheures Heer von Berufsbeamten zusammengeführt. Daß darin die Gefahr einer Wucherung liegen kann, ist klar, und es bedeutet eine große innere Stärke der Verwaltung im östlichen Preußen, wenn es hier doch weithin gelungen ist, das Landratsamt und die Ortspolizei noch immer aus Mitgliedern der grundgesessenen Aristokratie zu besetzen. Aus einer solchen Kombination von aristokratischem Ehrenamt und von Bürokratie ist ein Bismarck hervorgewachsen. Aber mit der Gefahr eines Übermaßes an Beamten verbindet sich ein Vorteil, der jene Gefahr aufwiegt und seine volle Wirkung noch immer auch dann entfalten wird, wenn einmal eine größere Sparsamkeit im Personal wie im Regieren erzielt ist. Die vielen Beamten erfordern ja eine Menge höherer Schulen. So sind nicht nur die Universitäten und Gymnasien zahlreicher als in Frankreich, sondern auch die technischen Schulen, wiewohl ihre Wiege in Frankreich steht, sind bei uns viel häufiger wie in der ersten Heimat geworden. Weiter aber zwingt die Masse der Beamtenstellen alle Eltern, die ihre Kinder aus irgendwelchen Gründen in die Oberschicht bringen wollen, die Möglichkeit dieses Berufes und so die Aus-

bildung der Söhne in den höheren Schulen in Rechnung zu ziehen. Und daraus wieder entwickelt sich, wie schon gesagt, von selber der sekundäre Gedanke, daß alle bessere Berufsbildung überhaupt durch die höhere Schule vermittelt werden soll. Deshalb durchlaufen die meisten Deutschen, auch wenn sie dann nicht den Staatsdienst wählen sondern im Gewerbe eine höhere Stellung behaupten, jedenfalls die Techniker, aber weithin jetzt auch die Leiter von kaufmännischen Unternehmungen die höheren und höchsten staatlichen Schulen, wie sie alle den Kriegsdienst als Einjährige ableisten. Ergibt das letztere scharfe Männlichkeit, Disziplin und Einordnung, so führt das erste zum wissenschaftlichen, geschulten, besonnenen Erfassen der Arbeitsgrundlagen, gibt eine außerordentliche systematische Kraft der Gedanken. Was vom Anfang der Geschichte ab dem Germanen eigen ist, der sinnende Blick für die tiefen Zusammenhänge, was aber auf der höhern Stufe den ungeschulten, roh empirisch gewordenen Engländern verloren ging, das ist uns erneut durch unsere Schule zu einer veredelten Anlage umgeschmiedet worden.

2. Gerade entgegengesetzt laufen die Einflüsse der zweiten großen menschlichen Organisation, der religiösen. Hier ist es die englische Welt, welche durch ihre kirchlichen Verbände einer außerordentlich eingreifenden Dressur unterworfen worden ist. Dagegen haben die Religionsgemeinschaften des Kontinents ihre Gläubigen weit mehr gewähren lassen. Was also auf dem Kontinent der Staat an mächtiger Bestimmung leistet, das tut auf der Insel und ähnlich in Amerika die Kirche.

Wie so oft der Prophet auswärts mehr gilt als im eigenen Land, so ist England durch die im französischen Heimatland ausgeübte Lehre Calvins, also desjenigen Reformators bestimmt worden, der — menschlich der schärfste Gegensatz zu Luther — von dessen germanischer Unmittelbarkeit und Natürlichkeit so gar nichts an sich hatte, und dessen kirchliche Reglementierung des gesamten bürgerlichen Lebens auch in das altere England sehr wenig hineinpaßte. Nicht ohne Kampf ist

die Aufnahme geschehen und es gibt einem blutigen Trauerspiel einen heiteren Nebenklang, wenn 1633 in den ersten Jahren des Kampfes der Puritaner mit Karl I. der Staat und die staatliche Hochkirche die alten Spiele und Vergnügungen am Sonntag bei Strafe abzuhalten gebietet, deren Beseitigung nachher einen Grundzug des heutigen englischen Lebens ausmacht. Gesiegt hat aber das Puritanertum und damit ist allmählich die ganze Lebensweise verdrängt, wie sie bis zum Tode der Königin Elisabeth England beherrschte. Gesiegt hat vor allem der puritanische Grundgedanke von der Bewährung der Erwählten, der Heiligen. Bekanntlich geht ja der Calvinismus von der Prädestination aus; der einzelne kann nichts zu seiner Erwählung hinzutun oder von ihr wegnehmen. Aber er kann zur subjektiven Gewißheit darüber, ob er zu den Berufenen gehört, dadurch kommen, daß es ihm gelingt, sein Leben in zweifelloser bürgerlicher Rechtschaffenheit zu führen. Natürlich bemüht sich jeder, möglichst alles zu tun, um zu dem subjektiven Glücksgefühl zu gelangen, daß man zu den wenigen Auserwählten zählt. So liegt in diesem Gedankengang, über dessen wunderliche spekulative Begründung hier weiter nichts zu sagen ist, ja eine ungeheure praktische Kraft. Sie hat aus dem träumenden, bald sentimental, bald behaglich dahinlebenden Engländer, wie er in der angelsächsischen Poesie so gut als in den großen Schöpfungen zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts hervortritt, jenen energisch gefaßten, zielstrebigem, mit den Gefühlen bewußt sparenden Herrenmenschen gemacht, der sich dann als puritanischer Heiliger einen ungeheuren Teil der Welt und ihrer Güter unterworfen hat. Von daher kommt jene straffe Art, welche die Berufsarbeit für das beste im Leben ansieht, das freie Spiel menschlicher Behaglichkeit möglichst ausschaltet und Erholung eigentlich nur als einen geistigen Schlaf zuläßt, der zu neuer Arbeit stärkt. Ist es eine edle Seele, die sich an solche Gedanken hält, so können Taten uneigennützigster Aufopferung geschehen und sind geschehen. Und sicherlich befähigt solche Disziplinierung, so gut wie das

deutsche Soldatentum, zu der ruhigen Unterordnung unter die anerkannten Führer — eine Fähigkeit, die nicht nur im staatlichen Gehorsam der Engländer hervortritt, sondern vor allem auch in der Fähigkeit zur Bildung von Verbänden, welche die Dürftigkeit der staatlichen Einwirkung weithin ausgleicht. Aber die Lehre hat auch eine sehr schlimme Kehrseite. Denn sie zwingt zu einem Vergleich der eigenen Person mit den anderen Menschen auf das vorhandene Kapital an Tugend. Als Vergleichsmaßstab aber dient nach der geschichtlichen Zufälligkeit, — weil die Puritaner von Haus aus die Bürger, die großen Kaufleute vor allem waren, und erst später die behäbigen Landherren dazu kamen —, es dient — sage ich — als Maßstab die Tugendlehre des Händlers, die bei der alttestamentarischen Orientierung des Calvinismus ihr Abbild in der gleichartigen jüdischen Moral findet; nur da und dort, am wenigsten in Amerika, sind die Härten dieser Regeln durch Rudimente der alten Ritterlichkeit geschmeidigt, die der englische Adel in die Kombination brachte. So fällt die gewöhnliche Seele — und sie bildet die Masse — in jenen allverbreiteten Urväterirrtum zurück, daß der ordentliche und wohlhabige Mann der fromme Mann ist und deshalb einen guten Platz im Jenseits erhält. Sie beruhigt sich mit dem, was in der Form des Pharisäertums vom Heiland bekämpft wurde, und was immer wieder zum eisernen Bestand der menschlichen Selbsttäuschungen gehört. Hat in der ganzen Welt das Engländertum einen unangenehmen Beigeschmack und spricht man von englischer Heuchelei, so ist damit nicht gemeint, daß in England das Laster häufiger wie anderwärts der Tugend den gewohnten Tribut dadurch zollt, daß es sich in deren Gewänder hüllt, sondern man stößt sich vielmehr an jener Lehre von der Bewährung, die überall zwingt, die eigene Rechtschaffenheit an der fremden zu messen, mit dem natürlichen Ergebnis, daß jene stets als größer empfunden wird wie diese, jeder Engländer besser, heiliger ist, wie jeder Ausländer. Aber nicht nur die Praxis des moralischen Messens und Vergleichens überhaupt, sondern

auch die Dürftigkeit des Maßstabs hat die kostbaren Anlagen gefährdet, die der Engländer von seiner deutschen Heimat mitbrachte. Denn dem Puritaner ist eben alles wertlos, was jenseits der bürgerlichen und zugleich alttestamentarischen Ehrbarkeit liegt. Daher die allgemein bezeugte Interesselosigkeit der englischen Männerwelt gegenüber der wissenschaftlichen Gedankenarbeit, wiewohl die natürliche Anlage des Volkes hier ganz ausgezeichnet wäre und denn auch stets wieder große aber immer vereinzelte Gelehrte hervorbringt; daß der Staat nicht zu wissenschaftlicher Schulung treibt, und alles der Empirie überläßt, steht zu dieser Folge des englischen Kirchentums in härtester Wechselwirkung. Daher jene künstlerische Öde im gleichen Land, das bis zu Elisabeth eine bedeutende Musik und das mächtigste Theater besessen hat, das je Menschen sich aufbauten. Daher jene Zurückhaltung im Verkehr, die jeden Ausbruch von Freude oder Zorn als unpassend ansieht. Die Puritaner haben im Kampf mit den Altengländertum das verachten gelernt, was wir als die wundervollste Entledigung der Gemütsspannung in einer starken Person betrachten; der Zorn eines Luther, eines Bismarck etwa gilt ihnen für nicht gentlemanlike, und wenn der englische Botschafter Göschen in jenem berühmten Bericht vom 4. August 1914 unter leis hochmütigem Zucken des Mundes davon berichtet, wie erregt der deutsche Kanzler sich darüber beklagt habe, daß seine ganze Politik gleich einem Kartenhaus zusammengefallen sei, so ist das jedenfalls auf der englischen Seite die alte puritanische Mißachtung des Zornes. Je dürftiger aber die einzelne Natur, um so mehr schrumpft der ganze Besitz an Moral, die man zur Bewahrung braucht, in ein paar Gepflogenheiten, in die guten Manieren zusammen, eine kurzgefaßte Kombination von höfischen und kaufmännischen Lebensregeln, ähnlich dem französischen Sittenkodex, aber viel weniger liebenswürdig wie dieser; seitdem nach Deutschland die Welle der Anglomanie herübergeschlagen hat, sind wir mit diesen guten Manieren, die jeder Schneider in Bälde sich aneignen kann — auch eine Art Demo-

fratie — über Gebühr geplagt worden. Vor allem aber fließt aus der puritanischen Lebensauffassung für den Durchschnittsmenschen die Vorstellung von der Gottgefälligkeit möglichst intensiven Gelderwerbs und von der Verwerflichkeit jedes Andern, der solchem Gelderwerb eines Engländers entgegensteht; man kann in China sehr wohl den Opiumhandel erzwingen und doch ein Heiliger sein. — Das Puritanertum bedeutet eine ungeheure fortdauernde Spannung des menschlichen Wesens. Aber die Menschheit ist keine Uhr, die man stets in der gleichen Richtung aufziehen kann; vielmehr kommt stets einmal der Augenblick, wo die überspannte Natur gerade in das Gegenteil umschlägt. Durch sein Puritanerideal ist England überaus reich geworden und hat zugleich die Fähigkeit des naiven bescheidenen Lebensgenusses verloren; die alte Ascese aber ist nicht mehr zu erhalten, weil eben der übergroße Reichtum zu stark zum Genuß lockt. So fällt man dann in jene primitivste Art der Ausspannung und des Vergnügens zurück: nicht gilt das besinnliche Lesen eines schönen Buches, nicht das behagliche Plaudern mit Freunden im eigenen Heim oder am Tisch eines netten Wirtshauses, nicht am Sonntag häusliche Kunst und Lust oder die edle Befreiung der Seele im Theater oder im Konzertsaal. Kurz gefaßt: all die Skalen natürlichen Behagens, wie sie im Osterspaziergang des Saust aneinandergereiht sind, sind dem Engländer fremd geworden; sondern alles beherrscht das leidenschaftliche, körperliche Wettspiel, wie es im Grund die australischen Wilden auch nicht anders betreiben. Und durch dieses Überwiegen des Spiels wird das vordem so arbeitstüchtige Volk gründlich faul, und Kenner behaupten, England führe den Krieg gegen das fleißige Deutschland, um auch in Zukunft faul sein zu dürfen.

Wieder ganz anders der Kontinent. Gewiß klappt zwischen Deutschland und Frankreich der große Gegensatz, daß Frankreich das protestantische Element fast restlos beseitigt hat — erst in dem letzten Jahrhundert ist es dort wieder zu einiger Bedeutung angewachsen — daß dagegen Deutschland nebenein-

ander seit dem 16. Jahrhundert einen größeren Teil Protestanten, aber doch auch eine sehr erhebliche Zahl von Katholiken enthält. Die tiefgreifenden Folgen des Unterschieds brauchen hier nicht verfolgt zu werden und nur das sei betont, daß die große französische Literatur und Kunst und zwar auch in den Widersachern katholische Lehre katholisch orientiert ist, daß dagegen die erste große deutsche Geistesbewegung seit den Glaubenskriegen, also die Künstler und Gelehrten der sogenannten klassischen Periode ausschließlich mit protestantischen Kreisen arbeitete. Allein alle Gegensätze so bestimmend sie sonst waren, tilgen doch einen bedeutsamen Grundzug nicht aus, der den Protestanten in Deutschland, den Katholiken in Deutschland und Frankreich gemeinsam ist. Nicht nur die alte Kirche, sondern gerade so Luther fordert, daß die Christen mit dem herkömmlichen Maß an Besitz sich begnügen lassen sollen und verwirft die kapitalistische Besitzsteigerung. Luther ist, um ein Wort des Forschers, der diesen Dingen am nächsten getreten ist — Max Webers — zu gebrauchen, so traditionalistisch wie die katholische Kirche. Dazu kommt ein anderes Element: die Städte, noch im 16. Jahrhundert die Kulturzentren, treten allmählich hinter den Fürstenstaat zurück. Hier haben die weltlichen und die geistlichen Beamten die neue Weltanschauung der Gebildeten entwickelt, sind aber durch ihre ökonomische Lage von jeher gehindert worden, in kapitalistischer Betätigung die höchste Bewährung menschlicher Tüchtigkeit zu sehen. Alles das zusammengenommen ergibt, daß Deutschland wie Frankreich zu Anfang des 19. Jahrhunderts von Menschen bevölkert war, die vielleicht große wirtschaftliche Tüchtigkeit aber doch einen schwachen wirtschaftlichen Ausdehnungstrieb hegen, und die deshalb für die Kunst und die Spekulation, für das häusliche und kameradschaftliche Behagen, für ein Leben ohne Geldstreberei vollen Sinn besitzen. Und wie in England die Dürftigkeit des höheren Schulwesens das Gegenstück zum puritanischen Erwerbsleben ist, so gehörte zu dem behaglichen Schlendertritt, in dem das

deutsche und französische Wirtschaftsleben ging, die Säule der hohen und höheren Schulen. Hat England den mittelalterlichen Staat bewahrt, aber zum Berufsideal sich einen Typus erwählt, den das Mittelalter mit Wucherer bezeichnet hätte, so entwickelt der Kontinent zwar einen viel intensiver arbeitenden, neumodischen Staat, aber hält für die Lebensführung etwas von der sorglosen Herrenmäßigkeit des Rittertums und der Geldverachtung des rechten Mönchs fest. In unsern Studentenliedern, deren moralische Wirkung weit über ihren dichterischen Wert hinausgeht, klingen beide Töne immer wieder an. — Aber freilich, auch auf dem Kontinent hat sich ein Umschlag angebahnt in umgekehrter Richtung zu dem, daß das puritanische England früherer Zeiten sich in das spielende England der Gegenwart verwandelt. Nicht in Frankreich, wo das ganze verfloßene Jahrhundert darüber hingegangen ist, die Nachwirkungen der Revolution zu überwinden, und wo deshalb der technische Staatsbetrieb und Unterricht wenig ausgebaut wurde, wo dann aber auch die natürliche technische Begabung nicht so groß wie bei den Germanen ist, wohl aber in Deutschland hat sich die Säule ausgeruhter Kraft, die Tiefe erfinderischer Meditation, welche die alte traditionalistische Denkweise ergab, unter der Zucht der weithin seit einem Jahrhundert durchgeführten allgemeinen Wehrpflicht in die höchste Fähigkeit zu gewerblicher Arbeit umgesetzt: was die Engländer waren, sind jetzt wir, und hinter unserem gegenwärtigen wirtschaftlichen Können liegt natürlich darum die Gefahr des gleichen Mammonismus wie in England; nur wenn unsere gebildeten Schichten die alte traditionalistische Lebensauffassung bewahren, wenn sie die Herrschaft auch über die Geldleute in der Hand behalten, wird unsere gute, alte deutsche Art nicht vergehen. — Schätzen so die katholischen und protestantischen Völker des Kontinents die Erwerbstätigkeit ursprünglich nach dem gleichen ethisch-religiösen Maß ein, so hebt sich freilich in einer letzten Beziehung der Einfluß des Kirchentums in Frankreich von dem in Deutschland erheblich ab und steht eher auf der englischen

Seite. Wie England die katholische Kirche vollständig entrechtete, so hat Frankreich alle Protestanten vertrieben und seine Kultur lediglich mit katholischem Material aufgebaut. In Deutschland aber hat all das unermessliche Elend der Religionskämpfe den unermesslichen Segen gebracht, daß man die beiden Religionsformen nebeneinander stehen lassen mußte. Das hat dann im 19. Jahrhundert zu jener mächtigen neuen Denkweise geführt, von der man mit dem Schlagworte Romantik nur gerade die Anwendung auf das Gebiet der Kunst trifft. In Wirklichkeit leuchtet sie überall hinein, wo es sich um die menschlichen Zusammenhänge handelt und überall betont sie, sich besinnend auf den alten Grundzug germanischen Denkens, daß das Menschenschicksal nicht restlos rationell erfaßt werden kann, sondern überall ein unerforschliches, irrationelles, aber geschichtlich einmal Gegebenes mitschwingt. Zu verstehen ist diese Auffassung lediglich als eine gegen schwere Widerstände gelungene Synthese katholischer und protestantischer Elemente, wie denn nunmehr seit der Romantik der katholische Künstler und Gelehrte in Deutschland gleich mächtig neben den Protestanten tritt. Bestimmt aber hat diese deutsche Romantik die gesamte Geisteskultur in ganz Europa. Aus der deutschen Romantik ist nicht nur die große deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts, sondern gerade so Ibsen oder Tolstoi oder Fogazzaro hervorgegangen. Ein führender Romantiker war Jakob Grimm, der für die ganze Welt die Sprachwissenschaft, die Lehre von der Form des Mythos und der Rechtsitten begründet hat und der Romantik entstammt die wissenschaftliche Geschichtsschreibung, wie sie von Ranke oder Mommsen auf ungeahnte Höhe geführt worden ist. Romantiker sind die großen Denker gewesen, die die neuen Lehren über die sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhänge der Menschen gebracht haben — ebenso gut auf der äußersten Rechten der Berner Konvertit Haller, der mit bescheidenen Mitteln überraschend tiefe und deshalb von der vulgären Literatur zunächst verhöhnte Einblicke in den Zusammenhang des Staats tat, wie etwa der trotz seiner

semitischen Herkunft durch und durch hierher gehörige Karl Marx, der die Form verstaatlichter Wirtschaft vorgedacht hat und mit schneidendem Hohn jenen rationalistischen Optimismus ansaßt, wie er in Frankreich und England zuhause war. Nichts ist vielleicht ein deutlicherer Beweis für das völlige Zusammenfließen des katholischen und protestantischen Elements bei allem Widerstreben, als daß Haller durch eine Reihe von Mittelgliedern die grundsätzliche Staatsauffassung des jungen Bismarck für alle Zeiten beeinflusst hat.

Ich bin am Ende der Betrachtungen, welche durch diese kriegerische Zeit mir abgezwungen sind, und die — leider, muß ich sagen — an Stelle der sonst üblichen ruhigen Erörterung über ein Objekt meines besonderen Sachses zu treten hatten. Es hat sich gezeigt, daß die natürlichen Bedingungen bei Engländern und Deutschen die gleichen sind, beide sich von den rhetorischen Franzosen unterscheiden. Dagegen hat in Deutschland wie in Frankreich der Staat die Disziplinierung der Menschen übernommen, während in England die Kirche diese Aufgabe an sich riß. Aber weil die Deutschen keine erhebliche staatliche Revolution durchmachten, so haben sich bei uns die Formen der staatlichen Beeinflussung viel mächtiger entwickeln können, und alles, was die Zukunft an Steigerung der Staatstätigkeit bringen wird, wird zunächst auf deutschem Boden erwachsen. Es hat ferner ein gütiges Geschick in der romantischen Weltanschauung für Deutschland eine Synthese des katholischen und protestantischen Geistes gebracht, der wiederum der Zukunft gehört, und die uns zwingt, ehrlichen Frieden zu halten, nicht die Gläubigen der einen Konfession für weniger gescheit und tüchtig, die Gläubigen der anderen für weniger fromm zu achten. Das Beste, was in der germanischen und der romanischen Welt beschlossen ist, zur Vollendung zu führen, das ist vor allen Völkern der Welt uns Deutschen zur Aufgabe gesetzt, weil wir geistig reicher sind als die Feinde, die uns darum wie Nichtbesitzende beneiden und Barbaren schelten. Das Schicksal unserer Welt ist so in die deutsche Hand gelegt: unendliche Ehre und un-

endliche Verantwortung steht vor uns. Aber nur dann werden wir die Krone tragen, wenn wir dem überkommenen Sinn, der Geld und Gut nicht hoch schätzt, treu bleiben, wenn wir erkennen, daß jetzt nicht für die Einkünfte der Großbanken und was damit zusammenhängt, gekämpft wird, sondern für eine helle, bescheidene, behagliche Zukunft unseres eigenen Fleisch und Bluts, daß wir nicht, wie der germanische Vetter jenseits des Kanals, in Mammonsdiensjt und dann wirklich in ein Barbarentum verfallen.

I. Dorthin ist davon gesprochen worden, wie unsere gute deutsche Art sich vom französischen und englischen Wesen unterscheidet. Mehr als alle allgemeinen Erwägungen besagt aber das Leben und der Todesgang all der Helden, die für das Vaterland sich geopfert haben. Auch unsere Universität zählt unter ihren Studenten, Lehrern und Beamten eine große Schar lieber Gefallener. Es sind seit Kriegsbeginn bis jetzt, soviel sich ermitteln läßt 115 von etwa 1100 Kämpfern. Ich will nun versuchen, gestützt auf die gütige Hilfe der Hinterbliebenen ein Gesamtbild unserer Helden zu entwerfen. Natürlich kann keine Rede von irgendwelcher Vollständigkeit sein; denn nicht für alle liegen Nachrichten vor, und der tiefbekümmerte Vater, die tottraurige Mutter haben ihren Schmerz öfters zur Rede zwingen können. Auch da, wo Nachrichten gegeben wurden, hält der freundliche Übermittler in der Selbstverständlichkeit der Liebe etwas für klar und keiner weiteren Aussprache bedürftig, was man so gern genauer geschildert haben möchte. So wird das, was ich sage, sehr oft die einzelnen nur dürftig, vielleicht unzutreffend erfassen; die Hinterbliebenen mögen dies nachsichtig verzeihen. Aber trotz alledem reicht das Mitgeteilte vollkommen aus, um eine Vorstellung von der kostbaren Saat zu geben, die für das Vaterland in die Erde gesenkt ist.

Einem breiten Lebensauschnitt gehören unsere Toten an. Da und dort sind es zarte Jünglinge, die eben kaum das 17. Lebensjahr erreicht haben: so ist Oskar Bernholdt mit 17 Jahren als Kriegsfreiwilliger eingetreten. — Die meisten stehen natürlich an der Wende des zweiten und dritten Jahrzehnts, sind Studenten, die noch an ihrer Berufsausbildung arbeiten. — Aber nicht selten sind unter den Geschiedenen auch Männer, die bereits von der Hochschule sich selbständig gemacht haben, vielleicht sogar bereits eine feste Stellung im Leben einnahmen, aber doch irgendwie in den Zusammenhang der Universität gehören. So haben Eduard Dümmler, Fritz Klein, Hermann Markert, Fritz Strauß, Leo Ulfamer das abschließende Examen im wesentlichen hinter sich; Walter Hecht hat eine sehr tüchtige Doktorarbeit zu Ende gebracht; Dr. Franz Wenger hat bereits promoviert; die Zahnärzte Leo Kerst und Christoph Zuber nahmen schon Assistentenstellungen ein; Anton Schwind und Martin Wagner lehrten seit längerer Zeit an der Mittelschule. Hugo Waldhecker hat mit zähem Fleiß auf rauher Bahn sich zum Reichsbankbeamten hinaufgearbeitet. Dr. Ferdinand Schöningh wirkte schon in der Leitung eines blühenden Verlagsgeschäfts. Ergreifend ist der Lebensgang von Max Müller, der 1892 als Innungslehrling beginnt und schließlich zum Lehrer an der Darmstädter Hochschule hinaufgestiegen war, alles in einem Leben von ungewöhnlichem inneren Reichtum. Auf eine innere Ursache des großen Krieges weist die Geschichte von Dr. Richard Deeken, der von 1894—1902 Offizier, von 1902—1910 Leiter einer Plantage in Samoa war, später aber als zweiter Direktor in die Kolonial- und Forstschule von Aschaffenburg trat. — Zu den Fertigen zählt ferner der ungewöhnlich schneidige Soldat, unser Universitätsforstwart Ludwig Geiger, dann der Assistent am chemischen Institut, Dr. Karl Schöneberger, der zunächst Jurist, dann Chemiker wurde und sich in seiner Doktorarbeit als überaus geschickter und eifriger junger Gelehrter erwies, so daß ihm Sommer 1914 eine Assistentenstelle am chemischen Institut übertragen wurde. Ein auf physikalisch-chemi-

ischem wie bakteriologischem Gebiete sehr zuverlässiger Chemiker war der Assistent Dr. Alexander Kirsch. Unserm Dr. Wilhelm Weigand, der erst chemischer, dann hygienischer Assistent war, wird von dem Institutsvorstand nachgesagt, daß es eine Freude war, mit ihm zu arbeiten. Der Assistent an der Poliklinik Dr. Otto Markus hatte sich als Psychiater und Internist auf das gründlichste ausgebildet und gute Untersuchungen, die er schon zu Ende geführt oder begonnen hatte, versprochen Bedeutendes für die Zukunft. Schon eine junge Meisterschaft hat der unvergeßliche Dr. Rudolph Sohm an den Tag gelegt. Er, auf dem die verpflichtende Forderung eines großen Gelehrtennamens, aber auch der Segen des gütigsten Elternhauses lag, hat sich vor allem durch zwei Arbeiten, die dem geltenden Prozeßrecht, wie der Prozeßgeschichte galten, als ebenso gründlicher und genauer, wie gedankenreicher Forscher erwiesen. Die zweite Arbeit führte ihn am 4. April 1914 als Privatdozenten in die hiesige juristische Fakultät. Mit der kindlich-innigen Wärme seines Wesens hatte er dem neuen Lebenskreis sich angeschlossen, an den ihn ja auch das junge, liebeserfüllte eigene Heim band. Großes und Gutes war von dem sonnigen Mann zu erwarten.

So sind unsere Lieben in das Feld gezogen, bald aus der Morgenfrische junger Lebenshoffnung, bald in der Tageswärme des treu erfaßten Berufs — alle in die jäh einbrechende Nacht.

Natürlich ist aber die Universität nicht der erste und einzige Menschenzusammenhang, dem die lieben Freunde angehörten. Immer wieder tritt zutage, wie der junge Held an der Hand einer alles opfernden Mutter, eines gütigen Vaters herangewachsen ist und wie ihm der gute Geist des Elternhauses das Herz für das schwerste Opfer warm und stark macht. In ein paar schlichte Worte faßen da die Berichte oft eine Unendlichkeit der Liebe zusammen. So wenn der Vater von Jakob Wirzberger, offenbar ein einfacher Mann, seine ganze Sehnsucht in die kurzen Worte faßt, daß sein Sohn „brav und

fleißig gewesen sei und ein sehr gutes Gemüt gegen seine Eltern und Geschwister bis zu seinem Tod an den Tag gelegt hat“, oder wenn die Eltern des tapferen Oskar Kösser schreiben: „er war unser Stolz und unsere Hoffnung; stets machte er uns Freude; nur einmal hat er uns betrübt und das durch seinen Tod.“ Der verwitweten Mutter hat Ernst Philipp Hellmuth den jungen Bruder erziehen helfen. Ernst Schwarz ist der frische, unverdrossene Gefährte des Vaters bei dessen Wanderungen durch die Märchenpracht des Hochgebirgs, muß er dann freilich auch sehen, wie der Vater von einer wilden Klippe in den Abgrund versinkt. Und wo auch keine Einzelzüge zutage treten, erklingt doch immer wieder das wehe und frohe Zeugnis, daß der Gefallene — oft genug das einzige Kind — ein so lieber guter Sohn gewesen sei: das wird gesagt von Heinrich Cadenbach, Oskar Fuchs, Manfred Frank, Gustav Graf, Gustav Haubner, Franz Horn, Ambros Löb, Georg Schaupp, Georg Schmitt, Georg Seubert, Trzemgalski, Karl Vonderheit, Max Wolff. Kein Wunder, wenn man ein paarmal in eine fröhliche, sonnige Kindheit und Jugend hineinsieht: so bei Oskar Fuchs, Gottlob Seiler, Roderich Müller, Peter Oegg, dem Sonntagskind Karl Vonderheit und bei Ambros Volk. Freilich, wie es bisher das Leben so wahrhaft freundlich mit dem deutschen Volk gemeint hat: irdische Schätze und Wohlleben haben unsere Helden selten genug genossen. Oft sind sie viel mehr durch harte Sorgen gegangen und haben dabei doch ihre gute Art bewahrt: so der feine, hellgeistige Wilhelm Böhner, dessen verstorbener Vater in Kamerun Missionar war, oder Max Müller, dessen Aufstieg vom Handwerkslehrling zum Meister und Theoretiker seiner Kunst schon geschildert worden ist, oder Hugo Waldhefer, der erst in der Kaufmannschaft sich emporarbeiten mußte, bevor er daran denken konnte, auch für seine wissenschaftlichen Bedenken an der Universität Antwort zu suchen; Otto Schneeberger hat einen anderen unergiebigem Beruf, zu dem er bereits vollständig vorgebildet war, aufgegeben, um in sein letztes Studium einzutreten und

Alban Weilhofer hat sich den Weg vom Landwirt zum Studenten sauer genug werden lassen.

Eine solche in bescheidener Lebensfreude gestählte Art, weltweit entfernt von jenem Übermenschtum, das nach der Meinung unserer Feinde bei uns in Deutschland eine so große Rolle spielen soll, gibt dann auch die Kraft, sich den weiteren Verbänden einzuordnen, aus denen unser Volkstum aufgebaut ist. — Für die Studenten kommen da vor allem die altgewachsenen oder neugeprägten Formen der Freundschaft und Kameradschaft in Betracht: immer wieder wird berichtet, mit welcher Begeisterung unsere Helden an ihren Verbindungen hingen; bald sind es straffe Korpsburschen, so Oskar Bernholdt, Hans Niese, Franz Schmitt, Karl Staudt, Karl Donnerheit, oder glühende Burschenschaftler, wie Wilhelm Dewers, Joseph Keller, Rudolf Vogel, Dr. Otto Markus oder Dr. Karl Schöneberger, der am gleichen Tag vor seinem Tod, an dem er das Abendmahl nahm, schrieb: „Pflicht ist Pflicht; Gott sei Dank, habe ich von meiner Burschenschaft soviel Erziehung genossen, daß ich jederzeit gern bereit bin, mein Leben fürs Vaterland zu lassen“. Andere sind akademische Turner, wie Valentin Ohrlein, oder haben sich neueren schlagenden Verbindungen geweiht, wie Hans Mosbacher, Alfred Rothschild, Alfred Steinhardt, Fritz Strauß. Hinwiederum ist es die Kraft und Gemeinschaft der religiösen Überzeugung, die zur Einigung der Freunde geführt hat: so bei Franz Baier, Josef Dömling, Peter Häring, Alfred Herbert, Josef Anton Herkert, Ernst Herzog, Valentin Höck, Franz Horn, Fritz Klein, Julian Knies, Georg Krick, Werner Marx, Leo Ullmer, Hans Wenzel, dem treuen Sahnenträger seines Regiments. Wieder andere hat die Musik zusammengeführt, so Walter Hecht mit ihren Gefährten. Nicht wenige endlich erfährt jene wundervolle, oft kleinlich verkannte Wanderbewegung, die eine so tiefgehende Erneuerung unserer Jugend verspricht: so Arthur Gebauer, Max Schmitt, Wilhelm Thiele, Robert Trapp, Martin Wagner und die beiden, die durch ihre starke reine Persönlichkeit weithin

Vorkämpfer geworden sind: Roderich Müller und Gottlob Seiler.

Aber da und dort sieht man, wie auch die Zugehörigkeit zu anderen fest gewachsenen Lebenskreisen dem jungen Helden einen besonderen Schwung gibt: so wenn in Wilhelm Schüllermann das altererbte Försterblut kreist und er wie wenn er das schwere Jagen draußen in der Schlacht vorschmecken wollte, noch einmal vor dem Ausrücken in den heimatischen Wald zieht, um dort einen „Kriegsbock“ zu erlegen. — Vor allem gehört es hierher, wenn die frei erfaßte oder die angestammte Liebe zu einer der deutschen Landschaften, aus denen der mächtige Bau des Reiches sich zusammensetzt, insbesondere die Lust am bayerischen Land, an unserem schönen Franken und Würzburg, zu einer starken Triebkraft geworden ist, so bei Wilhelm Dewers, Arthur Gebauer, Johann Friedrich Schweinebarth, Martin Wagner, dann bei dem köstlichen, vielverheißenden und kindlich reinen Peter Oegg, den das Erbe eines großen Künstlernamens in die alte Heimat zog. Diese Heimatliebe hat nicht selten zur wissenschaftlichen Arbeit an dem deutschen Volkstum geführt und dadurch unseren Freund zu einem besonders bewußten Kämpfer gemacht: etwa den originellen und hochbegabten Hermann Rott, Gottlob Seiler und Dr. Franz Wenger. Auf solchen Boden sind all die innersten Kräfte des rechten und schönen Lebens erwachsen.

Ofters wird von den Eltern betont, wie der gute Sohn in herber Askese sich stark gemacht hat, und es tut den Eltern so wohl, das berichten zu können: das gilt von Ludwig Blumenrath, Ernst Fleischmann, Erwin Kraus, Roderich Müller, Peter Oegg, Gottlob Seiler. — Sehr häufig greifen die Geschiedenen nach den Zeugnissen der ewigen Schönheit und Klarheit, die Gott in das dürstige Erdenleben hinneinglänzen läßt: in vielen steckt etwas von einem Künstler, der in Tönen oder Farben zu erfreuen vermag: so von in Heinrich Cadenbach, Alfons Gruber, Valentin Höck, Hans Friedrich Krause, Hans Mosbacher, Gottlob Seiler, Karl Donderheit; andere treibt es

zur Dichtung oder Schriftstellerei, wie den frühreifen Hermann Ludwig Nohe und Dr. Franz Wenger. Otto Fleckner ist zu einem weithin anerkannten Meister desjenigen Spiels geworden, das durch seine besondere Art in den Bereich der hohen Reflexion und der Kunst gehoben ist, hat sich früh durch Aufstellung von Schachproblemen einen Namen gemacht und Max Wolff folgte auf dieser Bahn. — Einem Professor aber flingt es fast am traulichsten, wenn einer aus tapfersten Kampf sich in den verlassenen Frieden der Bücherwelt träumt: so der herrliche Anton Schmitt, der seinem zarten Körper aus ergreifender Begeisterung ein starkes Heldentum abzwingt, aber dabei als Siegespreis das behagliche Grübeln in der Studierstube erhofft. Und ähnlich Gottlob Seiler, der ganz hingenommen ist, als er einmal, in den so urdeutschen Vogesen einquartiert, ein paar mittelhochdeutsche Texte vorfindet.

Auf solchem guten Boden wächst dann auch Güte, Barmherzigkeit, Kameradschaft bis in den Tod, die da und dort eine praktische Gabe werktätiger Fürsorge hervorlockt. Philipp Luz, der künftige Arzt, hat sich schon in die Nöten der kleinen Leute eingelebt. Dem Vater von Franz Schmitt ist es ein wehmütiger Trost, wenn die französischen Quartierwirte seines Sohnes von dessen Güte und Menschlichkeit berichten. Valentin Hoß schenkt — ein zweiter Martinus — in einer kalten Frühherbstnacht einem schwerverwundeten Kameraden den Mantel und teilt sein Brot mit hungernden Franzosen. Alfred Rothschild hält im Kugelregen einen von ihm Verbundenen im Arm, bis diesem der Atem für immer still steht. Den kühnen Roderich Müller erbitten die Soldaten zum heilkundigen Helfer, weil er ebenso menschenfreundlich wie tapfer ist; dann treibt ihn sein Kriegersinn freilich wieder in den Kampf. Heinrich Wedemeyer trägt den älteren Landwehrleuten ihr Gepäck und — vorherbestimmt zu einem geschickten Leiter im gewerblichen Leben — organisiert er eine Unterstützungskasse seines Bataillons. — Immer wieder aber wird gesagt, daß der Gefallene ein frommer gläubiger Mensch gewesen ist. Die höchste

Verklärung liegt z. B. auf Franz Baier, Dr. Richard Deefen, Richard Hartung, Franz Horn, Heinrich Köppler, Hans Krause, Philipp Luz, Hermann Markert, Werner Marx, Peter Oegg, Oskar Rösser, Joseph Spies, Erwin Walter, Alban Weilhöfer. Daß man dabei von Herzen fröhlich sein kann, das beweist die Art von Markert und Marx. Da und dort kommt zum ergreifenden Ausdruck, wie gerade im Krieg das Licht der Ewigkeit über die Nebel der Gleichgültigkeit und Skepsis Herr geworden ist, die bisher auf der Seele lagen: so in den Gedichten von Richard Rosenburg.

So hat sich eine Schar von totgeweihten Helden aus unseren Studenten zusammengeschlossen, die zu betrachten das Herz so hoch wie schwer schlagen läßt. *H o c h*, denn solch bescheidenstolze Art, die von Geld und Gut nicht viel, von Pflicht, Ehre und Ewigkeit alles weiß, die wird unserem Volk den Endsieg bringen. *S c h w e r*: denn alle, von denen ich erzählen durfte, deckt der neubegrünte Rasen. — Oft ist damit ein ganzes Haus verödet, so wenn etwa der einzige Sohn fiel oder wenn unserem Freund sein anderer Bruder in den Tod voranging oder folgte, wie bei Hermann Krauß oder Heinrich Köppler oder Rodenhäusen. — Die meisten hat die feindliche Kugel im Kampfe getroffen und für gewöhnlich darf man auf einen ehrlichen Soldatentod hoffen. Einmal freilich wird von einem Mord erzählt, der das Blut kochen macht. Der Liebe, schon öfters erwähnte Gottlob Seiler, den so mancher von uns als den feinsten, jede Roheit verachtenden Jüngling kannte, ward mit anderen im Unterstand verschüttet und schwer verwundet, hat dabei noch einen Kameraden aus den Trümmern zu befreien gesucht. Dabei wurde er von den Franzosen erfaßt, verhört und dann erschossen, weil er angeblich Dumdumgeschosse bei sich habe. Die Leidgenossen nehmen nach der ganzen Sachlage an, daß er deshalb erschossen wurde, weil er im Verhör über deutsche Stellungen nichts aussagen mochte. Und so etwas behauptet für Zivilisation und Kultur zu kämpfen, worunter es sich doch, so phrasenhaft die Worte sind, etwas Edles denken

muß. — Manchmal sind die Tapferen gefallen, nachdem der eigentliche Kampf hinter ihnen lag und die Waffen zur Ruhe gesetzt waren, so Richard Hartung, Werner Marx, Hans Panofsky, Hugo Waldhecker, den das feindliche Geschöß beim Schreiben seines Tagebuches trifft, so Hans Wenzel. Da und dort ist es nicht die Waffe, sondern Krankheit oder ein Unfall, die unsere Freunde hinweggenommen haben; hierher rechnen Josef Dömling, Josef Keller, Hans Mosbacher, Friedrich Reif, Nikolaus Koppelt, Franz Schmitt, Georg Seubert; Alfred Steinhardt, fällt durch das Feuer des eigenen Postens.

In fast allen Briefen wiederholt sich die Angabe, wie unablässig der Geschiedene sich zum Dienst und an die Front gemeldet hat, oft einen zarten Körper zur höchsten Anspannung zwingend — das gilt z. B. von Ludwig Blumenrath, Erich Daußenberg, Oskar Suchs, Alfons Gruber, Friedrich Grünewald, Peter Häring, Ernst Philipp Hellmuth, Joseph Anton Hertert, Georg Krick, Christian Kämpers, Valentin Ohrlein, Richard Rosenberg, Alfred Schmitt, Hans Schmidt, Wilhelm Thiele. Es ist dabei ergreifend, daß die Eltern, oft einfache Leute, diese aufopfernde Begeisterung durchweg billigen und darauf trotz allen Kummers stolz sind. — Wiederholt geht der Held aus freien Stücken von dem etwas sichereren Posten eines Sanitätsoldaten zum Waffendienst über, unter ihnen Georg Krick, Roderich Müller, Karl Schmitt, Alfred Steinhardt. Julian Knies bewirkt, daß seine Kommandierung zum Stab rückgängig gemacht wird; denn er will mitkämpfen. Der Artillerist Oskar Suchs stürmt, den Revolver in der Hand, mit der vorangehenden Infanterie, deren hinreißende Wucht ihn erfaßt hat. — Oft trägt der junge Held einmal oder zweimal Wunden an sich und drängt wieder in den Kampf, wie Philipp Otto Rodenhausen, Xaver Georg Kromer, Werner Marx, Georg Seubert, Anton Schmitt, Dr. Wilhelm Weigand, Max Wolf, Robert Trapp, der das erste Mal in den Jubel ausbrach: ich habe mein Blut vergießen dürfen für unser Vaterland.

Daß so viele wahre Tapferkeit und Männlichkeit auch immer wieder die äußere Anerkennung fand, ist natürlich. Sehr häufig trugen die Gefallenen das eiserne Kreuz oder eine andere Auszeichnung, oder sind wenigstens dazu vorgeschlagen worden. Vermutlich ist es unvollständig, wenn ich hier nenne: Oskar Suchs, Wilhelm Bohner, Heinrich Cadenbach, Forstwart Ludwig Geiger, Joseph Anton Herfert, Valentin Hoč, Jsidor Lämle, Hermann Markert, Werner Marx, Roderich Müller, Hans Panofsky, Werner Pemöller, Georg Seubert, Rudolf Dogel, Alois Weigand, Dr. Wilhelm Weigand, Christian Zuber. Oft ist ihnen als Offizieren die Verantwortung für eine Vielzahl von Kämpfern in die Hand gelegt worden. Derart sind Franz Baier, Dr. Richard Deeken, Wilhelm Dewers, Valentin Hoč, Max Müller, Roderich Müller, Peter Oegg, Oskar Rösser, Karl Schmitt, Ferdinand Schöningh, Georg Seubert, Rudolf Sohm, Rudolf Dogel, Alois Weigand vorangegangen.

In die letzten Tiefen aber führt das, was so mancher der Lieben im Angesicht des Todes über das Vaterland, die Soldatenpflicht und das höchste Opfer gesprochen hat. Es ist das wie der letzte mächtigste Schlusssatz, zu dem diese Symphonie junger klingender Leben sich steigert. Manchmal geht der knappe, befehlende Ton des rechten Kriegers durch diese letzten Worte. So ruft Franz Kremonke, bevor ihn die Kugel trifft: Kameraden, jetzt feste auf die Franzosen. Erwin Walter sagt kurze Zeit vor seinem Tod: Morgen gehts zum Sturm; auf mit Gott für König und Vaterland! Oder es ist die männliche Selbstbescheidung, die keine Bewahrung da verlangt, wo alle das Höchste einsetzen; so schreibt Hans Wechsler im letzten Brief nach Haus: sie sollten ihn einstweilen für tot betrachten; denn man kann nicht das Recht für sich in Anspruch nehmen, lebend davonzukommen. Fritz Strauß aber tröstet die Mutter mit den Worten: das Vaterland braucht jetzt jeden Mann; was wollte es anfangen, wenn sich seine Söhne ihrer Pflicht entziehen. Des feinen Anton Grubers letzte Bitte an Mutter und Schwester lautet: wenn das Schlimmste kommt, weint nicht und klagt

nicht; tragt es mutig, wie es deutschen Frauen gebührt. Heinrich Köppler schreibt: Sollte es mir nicht vergönnt sein, zurückzukehren, so sterbe ich gut und gerne in Anbetracht der Heiligkeit der Sache. Tröstet Euch mit so vielen, liebe Eltern. Und fast an ein schönes, naives Volkslied klingt es, wenn Alban Weilhöfer sagt: Sollte es Gottes Wille sein und ich den Tod erleiden, so weinet nicht so sehr um mich. Schon hier überall schwingt ein bewußtes Sicheinordnen in das ewige Leben mit. Da und dort kommt das aber zu besonders klarem Ausdruck. Roderich Müller, der ritterliche Helfer und Held, der auf sein Grab das echte Frankenreis, die Heckenrose gepflanzt haben will, schreibt voll Tiefsinn: Ich werde Gnade finden, weil ich auf der dunklen Erde glücklich war. Ernst Herzog tröstet die Eltern: Tut mir den Gefallen und grämt Euch nicht so sehr. Mein Leben ist in Gottes Hand; was der beschließt, darin müssen wir uns fügen. Unser unvergeßlicher Rudolf Sohm endlich übernahm am 4. November den Befehl über das stürmende Bataillon, nachdem der Bataillonskommandeur gefallen war. „Mir nach“, war sein letzter Befehl an die Mannschaft, die ihm blind anhing. Dann treffen ihn die feindlichen Geschosse. Todwund in ein Granatloch von treuen Kameraden gebettet, läßt er der jungen Frau und dem greisen Vater noch nach Haus melden: Sagen Sie, daß ich im Sturm gefallen bin, es ist der schönste Tod.

II. Wenn ein ungeheurer Sturm über den Wald hereinbricht, so denkt man zuerst nur an all das junge Laub und frische Geäst, das die Windsbraut zu Boden reißt. Und doch nimmt auch in solchen Wetterzeiten das stille Vergehen seinen Fortgang, wie es gerade so am klarsten, wärmsten Tag nicht zur Ruhe kommt; nur mag der Sturm manches Blatt lodern, das — zwar nahe dem Ende — doch so rasch nicht gefallen wäre. So kommt es, daß in dieser Kriegszeit unsere Universität oft genug ein stilles Grab für ihre Angehörigen in der Heimat sich öffnen sah. Es ist heute nicht möglich, im einzelnen zu sagen, was uns und der wissenschaftlichen Welt insgesamt

die Geschiedenen gewesen sind; in dem Jahresbericht, der zu Ende des Sommersemesters erscheinen wird, soll das getreulich nachgetragen werden. Aber in Kürze wollen wir uns doch noch einmal in großen Zügen auch die so Geschiedenen vor Augen führen.

Da steht der am 13. Februar 1870 geborene, am 21. Juli 1915 gestorbene Apologet Philipp Kneib vor uns, der einer reichen, starken und doch so früh erschütterten Natur noch im Angesicht des Todes sein Hauptwerk, das Handbuch der Apologetik, abgerungen hatte. — Gesegneter Helfer für ungezählte Sucher waren der am 21. Mai 1847 geborene, am 2. Mai 1915 gestorbene Chirurg Andreas Rosenberger und der Internist Georg Matterstocf, geboren 13. Februar 1847 und gestorben am 30. Mai 1915. Grundverschieden in ihrer Art — Rosenberger in heiterer Güte sich ausgehend, Matterstocf in sich verschlossen und herb, so daß für manchen erst das auch unsere Universität tief verpflichtende Testament in sein inneres Wesen hineinleuchtete — sind sie beide Meister ihres Saches gewesen und haben bei konsultierenden Ärzten wie bei Kranken im weitesten Kreis unbeschränktes Vertrauen genossen. — Der Kummer um den gefallenen Sohn hat Ludwig Medifus wie Friedrich Regel an der Wurzel gefaßt und über beide, die von Natur eine so köstliche Gabe zur rechten Fröhlichkeit hatten, einen letzten dunklen Schleier gebreitet. Der Chemiker Ludwig Medifus, geboren am 1. Dezember 1847, gestorben am 11. Oktober 1915, hat nicht durch eine überaus erfolgreiche Erstlingsarbeit, sondern durch eine Vielzahl von Schriften, die der Lehrpraxis seines Saches gewidmet waren, dasselbe gefördert. Fritz Regel, geboren am 17. Januar 1853, gestorben am 2. Dezember 1915, dem der Aufstieg zum Geographieprofessor von Leben nicht leicht geworden war, hat in Schriften, die seiner Heimat Thüringen wie dem fernen Südamerika gewidmet waren, hat vor allem unermüdlich in Vorträgen uns der Erde Gesicht beleuchtet, und daneben, ein aufrechter, unerschrockener Mann, auch für die öffentlichen Angelegenheiten mannhaft sich eingesetzt. — Einen

überaus schweren Verlust bedeutet der Heimgang des großen Zoologen Boveri, der am 12. Oktober 1862 geboren, schon am 15. Oktober 1915 aus der geliebten und gegenüber allen Lockungen von auswärts festgehaltenen fränkischen Heimat dahinging. Schon in jungen Jahren ein berühmter Forscher auf dem Gebiet der Zellteilung, handhabte er mit außerordentlicher Meisterschaft die experimentellen Hilfsmittel der biologischen Wissenschaft und die logischen Methoden, um die gefundenen Tatsachen zu einem festen theoretischen Gebäude zusammenzufassen. So ist er ein anerkannter Meister seines Faches in der ganzen Welt geworden. — Ein Leben voll wissenschaftlicher Ergebnisse bis hinein in die verdiente Altersruhe hat der Botaniker Kraus durchlebt. Geboren am 9. Mai 1841, gestorben am 14. November 1915 in der alten fränkischen Heimat, hat er alle Seiten seiner Wissenschaft gleichmäßig erfaßt, auf den Gebieten der Pflanzenmorphologie und Physiologie, wie der Pflanzengeographie und der Geschichte des Pflanzenwuchses hervorragendes geleistet. — Ein ganz eigenartiges und wertvolles Mitglied der philosophischen Fakultät war der Mathematiker Friedrich Prym, geboren am 28. September 1841, gestorben am 15. Dezember 1915. Aus einem alten rheinischen Geschlecht hervorgegangen, das durch zähe Lebentüchtigkeit großen Besitz nicht nur erworben sondern auch festgehalten hatte, widmete er sich mit der ganzen äußeren Freiheit, die eine solche Lebenslage gibt, der peinlich genauen Durcharbeitung der Riemanschen Funktionentheorie und einer musterhaft gründlichen und erfolgreichen Lehrtätigkeit. Aller Lebensgenuß, der ihm so leicht geworden wäre, mußte hinter dem strengen Gebot seiner Wissenschaft zurücktreten, in der er ein bedeutender Führer geworden ist.

Dahingegangen ist auch unser überaus tüchtiger Rentamt-
mann Karl Thiermann, der geboren am 23. Juli 1864, gestorben am 28. Juli 1915, nur zu kurz der Universität diente.

So das, was aus der Geschichte unserer Universität seit dem letzten Stiftungsfeste heute hervorzuheben ist; alles Übrige wird in dem später erscheinenden Jahresberichte verzeichnet sein. Es sind ernste, traurige Töne gewesen, die heute erklingen. Aber das Leben keimt doch immer wieder hervor und in bescheidenen Anfängen grünt es doch auch wieder bei uns. Wie die Vorlesungen und Übungen weitergeführt werden konnten, so haben sogar die im vorigen Jahre gestellten Preisaufgaben z. T. eine Bearbeitung erfahren.

Die von der theologischen Fakultät, der naturwissenschaftlich-mathematischen Abteilung der philosophischen Fakultät, der medizinischen Fakultät gestellten Preisfragen sind allerdings unbeantwortet geblieben. Dagegen haben sich in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät cand. iur. L. J. Kraehling aus Mühlhausen i. G. mit seiner unter dem Motto „unitati victoria“ eingelaufenen Bearbeitung des Themas „die prozeßrechtliche Berichtigungspflicht“ eine öffentliche Belobung, in der philosophisch-historischen Abteilung aber der philosophischen Fakultät Arthur Kreiner den Preis für seine unter dem Motto „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig“ eingereichte Behandlung der Frage „Die neueren Arbeiten zur Ästhetik der Sprache sollen kritisch beurteilt und durch eigene Untersuchungen weiter geführt werden“ erworben. Die theologische Fakultät und die beiden Abteilungen der philosophischen Fakultät haben eine Preisfrage nicht gestellt. Dagegen schlägt die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät für 1916/17 vor: Die gerichtliche Vorprüfung der Klagen nach der Verordnung vom 9. November 1915; die medizinische Fakultät wiederholt das schon einmal gestellte Thema: „Über den Einfluß hämatogener, septischer Allgemeininfektionen auf den schwangeren und puerperalen Uterus.“

Alles, was heute vor Ihre Augen geführt wurde, bedeutet nichts anderes als einen Strahl jenes ungeheuren Stroms, des deutschen Volkstums, das jetzt in gewaltigstem Aufruhr seinen Weg findet. Mächtige Sellen haben feindliche

Gewalten ihm entgegengestellt. Aber die Flut stürzte darüber hinweg und wenn auch unzählige Tropfen das Tal nicht erreichen und vergangen sind in der leeren Luft und des Himmels Bläue — das ganze, das deutsche Volk wird bald wieder in ruhiger Majestät dahinfluten und dann werden in ihm ihr Antlitz alle Gestirne weiden. Diesem unserm Volk, unserm allerliebsten Vaterland gilt unser letzter Gedanke, mit ihm aber auch den Führern, die ihm durch Geschichte und Recht gesetzt sind, unserm König, der zu unser aller dankbarsten Freude die tapfere Zähigkeit seines alten bayrischen Stammes auch in diesem Krieg erweist und nicht wankt, bis der Endsieg errungen ist, — unserm Kaiser, auf dem die Verheißung seines erlauchten Stammes liegt, des Stammes, dem ein Größter, Friedrich II. angehört und ein Kaiser Wilhelm, der dem zweiten Größten unseres Volks, Bismarck, in männlicher Selbstbescheidung freie Bahn machte. So lassen Sie uns, bevor wir mit dem Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ die Feier schließen, einstimmen in den Ruf: Se. Majestät König Ludwig III. von Bayern, Se. Majestät der deutsche Kaiser Wilhelm II. sie leben hoch!